

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Hans glitt vom Tisch herunter und ging still hinaus. Er schritt vorsichtig die steile, knarrende Treppe wieder hinunter, über den Hof auf die Gasse zurück und wie eine Schildwache wohl eine halbe Stunde draußen auf und nieder. Die Zeit wurde ihm nicht lang. Sein erster, nach innen gerichteter Blick sah nichts von dem kleinstädtischen Leben um ihn her, das ihn neugierig und neugierig anstarrte.

Endlich kam Marie. Er hatte erwartet, daß sie ernst, ja traurig gestimmt sein würde. Statt dessen lachte sie ihm freundlich entgegen und ihr winkender Gruß war beinahe übermütig.

„Hans,“ sagte sie atemlos, sobald sie ihn erreicht hatte, „ich muß dich bitten, allein nach Berlin zurückzufahren! Sei nicht böse, daß ich dich im Stiche lasse — ich muß um Milles willen noch hier bleiben.“

„Aber du kannst doch unmöglich bei ihr wohnen? Es ist ja kaum Platz für die Alte selber in ihrem Vogelbauer.“

„Ich will in dem Hotel absteigen, wo wir zu Mittag aßen. Das bißchen, das ich für die Nacht brauche, kaufe ich mir rasch. Ich hoffe, ich habe Mille morgen so weit, daß sie mit mir geht.“

Hans stand in fassungstlosem Erstaunen vor der lebhaft, ja heiter Redenden.

„Mit dir —“ stammelte er. „Du kannst doch nicht — du willst doch unmöglich die Alte mit dir nehmen!“

„Mit mir und zu mir! Gewiß! Warum nicht? Sie hat mir's schon halb und halb versprochen.“

„Nach Berlin? Aber das ist ja —“

„Nach Berlin oder wohin ich sonst bestimme. Wir trennen uns nicht mehr.“

„Aber ich bitte dich, Marie — das ist ja hirnerbranntes Unsinn! Auf so was kannst du mir kommen!“

„Du bist sehr liebenswürdig. Von hirnerbranntem Unsinn ist keine Rede. Ich habe mir alles reiflich überlegt.“

„Reiflich? In dieser halben Stunde?“

„Auf die Zeit kommt es nicht an. Ich bin mir ganz klar, daß ich richtig und vernünftig handle.“

„Und ich bin fest vom Gegenteil überzeugt! So felsenfest, daß ich's nicht zugeben werde —“

„Zugeben? Vächerlich! Ich hab' dich, glaub' ich, noch nicht um Erlaubnis gefragt!“

Sie sahen sich zornig in die erhitzten Gesichter. Ein kleiner Halbkreis gaffender Kinder bildete sich bereits um die Bankenden, die unbekümmert laut und heftig weiter sprachen.

„Ob du mich fragst oder nicht — ich bin doch für dich verantwortlich!“ rief Hans.

„Verantwortlich? Für mich? Blödsinn!“ rief Marie ebenso hitzig. „Ich möchte wissen, wieso!“

„Ich hab' dich hierhergebracht, und so fühle ich mich verantwortlich für allen Unsinn, den du hier begehst.“

„Und ich spreche dich feierlich von jeder Verantwortung frei! Ich weiß allein, was ich zu tun habe.“

„Das weißt du leider anscheinend trotz deines starren Dickkopfes nicht! Und ich versichere dich —“

Hans hielt plötzlich inne, denn die junge Dame, zu der er so außerordentlich unhöflich sprach, hatte sich auf den Boden umgedreht und war kaltblütig, in äußerster Nichtachtung, mit Riesenschritten davongegangen.

Er gab einem Jungen, der ihm mit offenem Munde im Wege stand, einen derben Nasenstüber und ging in gleicher Eile hinter der Hornentbrannten her.

„Marie! So nimm doch Vernunft an! Marie! Hör mich doch wenigstens an!“ rief er ärgerlich.

Sie schritt unentwegt weiter, sah weder rechts noch links. Er hatte sie jetzt erreicht und ging neben ihr.

„Natürlich! Wenn man keine Gründe hat, läuft man feige vor 'ner Auseinandersetzung davon!“ bemerkte er ingrimig.

Sie fuhr herum und bligte ihn aus zornigen Augen an.

„Zeige? Weil ich deine Grobheiten nicht mitanhören mag? Denn du verkriechst dich hinter die Grobheit, weil du keine Gründe hast!“

„Gründe? Zehn für einen!“

„Da wäre ich aber neugierig —“

„Es sind so viele, daß ich sie in der Geschwindigkeit gar nicht alle aufzählen kann. Erstens: man soll alte Bäume nicht mehr umpflanzen! Das ist ein gutes, weises, vielerprobtes Sprichwort — die alte Kamille ist nie aus ihrem Nest herausgekommen.“

„So? Das weißt du ganz genau?“ Marie sah ihren Gegner triumphierend an. „Nun, du irrst dich doch, mein Lieber! Mille ist vor 25 Jahren mit ihrem Manne hergezogen, der allerdings aus der Gegend stammte und in der Heimat sterben wollte — was er gleich darauf besorgt hat. Vorher hat sie aber mit ihm in Bremen gelebt — er war Steuermann — und auch öfters große Seereisen mitgemacht!“

„Und nun willst du mit ihr zur See gehen?“

„Red' keine Albernheiten. — Ich will mit ihr in Berlin leben. Und versuchen, uns irgendwo ein kleines, eignes Heim zu gründen. Begreifst du denn nicht, Hans?“ Marie blieb stehen, sagte seinen Arm und sah ihm ernst, ja traurig, aber ohne Bitterkeit in die Augen. „Was das für mich bedeutet? Ich hab' doch nie ein eignes Heim gehabt! Du mußt ja nicht denken, daß ich etwa nur für Mille sorgen will — es ist sehr viel Selbstsucht dabei — ich denke sogar hauptsächlich an mich —“

„Bah! Wer dir das geglaubt! Wenn du ein bißchen mehr an dich — und über dich selber nachdächtest — dann würdest du dir nicht die Alte aufhalten wollen, die ja grundgut und treu und ehrlich und was sonst noch alles sein mag — aber alles andere eher als angenehm und liebenswürdig —“

„Bin ich das etwa? Wir beide passen wundervoll zusammen, Wille und ich.“

„Komm' einmal her, Marie,“ sagte Hans ernsthaft. Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu einem primitiven Bänkechen nahe einer Gartenpforte. Sie hatten im raschen Vortwärtsschreiten das Ende der Gasse erreicht, und damit schon wieder die eigentliche Grenze des Städtchens; hier führte ein Fahrweg zwischen Gärten und vereinzelt Häusern völlig ins Freie. Hans drückte seine Begleiterin auf die kleine Bank nieder und setzte sich neben sie.

„Wir wollen das 'mal in Ruhe weiter bereden,“ fuhr er rasch fort. „In Ruhe und Frieden, nicht wahr? Ich verstehe sehr wohl, was dich zu diesem Entschlusse getrieben hat — ich gestehe, daß ich vorhin selbst darüber nachgedacht habe, wie schrecklich soelische Einsamkeit ist. Dein Herz hat nach einem anderen Menschenherzen gehungert — ja: gehungert — wenn du's auch selbst nicht gewußt hast — nach einem Menschen, für den du leben kannst! Aber — ich wünschte, daß du nicht gerade auf die alte Kamille verfallen wärst, weißt du —“

„Ich hab' grad keine große Auswahl,“ sagte sie kühl, in herber Selbstverpottung. „Da nimmt man eben, was man kriegen kann. Weißt du wohl, Hans —“ sie sah ihn plötzlich mit weitgeöffneten Augen, starr grübelnd an — „daß du der erste Mensch in der Welt bist, der von meinem Herzen redet? Die andern haben vermutlich gedacht, ich hätte keins — oder es wäre nicht der Mühe wert, davon zu reden. Das hab' ich selber wohl ebenso gedacht. Und daß ich doch eins habe — und was damit anfangen kann — das ist mir eben klar geworden, als ich meine alte Wille wieder sah!“

„Du bist ein lieber Kerl, Marie!“ sagte Hans gerührt. „Und vielleicht hast du recht: es wird dir gut tun, daß du überhaupt für einen andern Menschen zu sorgen hast. Es kommt mir jetzt beinahe selber so vor, als ob das zunächst das Richtige für dich wäre. Schließlich — verheiratet bist du ja nicht mit der Alten! Ueberhaupt!“ — Hans lachte plötzlich lustig auf — „Wir tun gerade so, als ob das nur immer so bleiben müßte mit deiner Herzeinsamkeit! Du bist doch schließlich nicht nur ein guter Kerl — du bist auch nebenbei noch ein ganz stattliches, ansehnliches, junges Mädel —“

Marie nickte.

„Mit fünfzigtausend Taler Vermögen! Das ist nämlich mein Hauptreiz. Vorher hat mich keiner begehrenswert gefunden. Aber in den letzten Wochen hab' ich gleich zwei Vertragsanträge bekommen. Nein, nur anderthalb —: beim zweiten hab' ich rechtzeitig abgewinkt. Man bekommt bald Erfahrung im Korbansteilen, verstehst du?“

Sie stand auf. Auch Hans sprang auf die Füße.

„Was waren denn das für spekulative Zeitgenossen?“ fragte er belustigt.

„Mein Hauswirt in Treuenbriegen, ein kinderreicher Wittwer und Geschäftsmann, — und der zweite ein Kollege von der Schule. In Treuenbriegen spricht sich eine Erbschaft rasch herum. — Aber ich glaube, du mußt zur Bahn, Hans — viel Zeit kannst du unmöglich mehr haben.“

Hans zog die Uhr.

„Noch fast eine Stunde bis zum Abgang des Zuges! Durch die Anlage um die Stadt herum brauche ich keine zwanzig Minuten. Bringst du mich bis zum Wachturm? Du bist dann ganz nahe deinem Hotel und kannst da gleich Quartier bestellen. Ich bringe dich gerne selbst hin, wenn ich noch Zeit habe.“

„Bewahre! Das besorge ich schon alleine. Natürlich gehen wir zusammen bis zum Turm. — Hier ist Malles Garten — — besinnst du dich? — Wo wir immer Pflaumen gemamt haben.“

„Es waren aber auch die schönsten Pflaumen in der ganzen Stadt,“ lachte Hans.

„Sonderbar, wie still es heut hier ist — nicht wahr? Fällt es dir nicht auf? Man sieht kaum einen Menschen —“

„Das ist wohl immer so gewesen, und nur du bist es anders gewohnt geworden,“ meinte Marie nachdenklich. „In den Anlagen geht man hier eben nur Sonntags spazieren, das war von jeher so. Ist man überhaupt zu unierer Zeit spazieren gegangen! Nur die Kinder bummelten herum, sobald sie keine Schule hatten. Und die sind heute auch schon nach Hause. Es wird ja jetzt schon früh Abend.“

Die herbliche Dämmerung senkte sich in der Tat bereits in hörbarem Schweigen, in fühlbarer Unzufriedenheit herab. — Das kurze Leben der kleinen Stadt ebte hinter ihre Mauern zurück. Hier und da ein verklingender Ruf, ein verschwom-

mener Hauch, der die Stille noch eindringlicher machte. Welches Laub, das lautlos mit der Dämmerung niederfiel. Feine graue Nebel, die lautlos aufwärts stiegen, — dazwischen die beiden auf menschenverlassenen Bänke, still dahin wandelnd, als fürchteten sie sich davor, das große Schweigen der Natur zu durchbrechen. — — —

So erreichten sie die alte Brücke, bogen zu ihr hinüber und lehnten wieder eine Zeitlang in lautloser Betrachtung am Geländer. Der Nebel war stärker geworden, die Stadt verbarg sich dahinter in unsichtbarer Nähe. Jenseits der Brücke verglomm das Abendrot über freiem Felde, fahle Glut schimmerte hinter walsendem Rauchnebel. So unwirklich war alles in dem fortschreitenden Verdämmern. — — —

Fest und sicher zwischen all den schwebenden Gebilden erschien nur die Brücke, auf der sie standen. Die führte klar und gerade von der verbäuernden Stadt ihrer Kindheit in ein fremdes, nebelhaftes Zukunftsland. Die Brücke und sie beide darauf — das allein war Gegenwart, war Wirklichkeit. Ein Stillestehen, ein Ausruhen in schlichter Symbolik — so voll friedlichem Genügenlassen, daß es Mariens suchende Seele wunderbar erquickte.

Heut war zum erstenmal von ihrem Herzen geredet worden. Von ihrem Herzen, das nach einem anderen Menschenherzen hungerte. — — Sie sann den Worten nach, die sie tiefer erschüttert hatten, als der, der sie gesprochen, ahnen mochte.

Und sie sah fast schüchtern zu ihm hinüber, der ein paar Schritte von ihr entfernt stand. Den Hut hatte er auf das breite Steingeländer gelegt, beide Hände auf den Stockgriff gestützt, den Kopf in den Nacken, den Blick vorwärts gerichtet, auf die untergehende Sonne. Er sah an der Gefährtin vorbei, und sie ließ ihr Auge nun ungehindert lange und immer vertiefter auf ihm ruhen. Jetzt, in der völligen Ruhe, sah sie, wie edel geschnitten dies Antlitz war. Und so durchleuchtet von innerer Wärme, so befeelt von guten und wahrhaftigen Gedanken, mit denen er andere Seelen weckte und reichem mochte.

Sie beide ganz allein — beieinander — wäre das nicht genug für das ganze Leben? Das hungrige Herz der armen Marie füllte sich bis zum Ueberfließen mit einem einzigen Bilde, einem einzigen Empfinden. Einem Empfinden, das sie noch keine Zeit, keine Fähigkeit besaß, nach ihrer Art zu zerlegen, klar mit Namen zu nennen — sie fühlte es eben nur —, aber sie fühlte auch schon erschauernd seine übermächtige, durch Gedanken und Wille nicht mehr zu besiegende Macht.

Da klang ihr Name sanft und klar in die selig schmerzende Verwirrung hinein. Sie schreckte empor — Hans hatte sich ihr voll zugewandt, er tat ein paar hastige Schritte auf sie zu, und ihre erste unwillkürliche Regung war ein schönes Zurückweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ziel.

(Schluß.)

Alle Sonntage nahm er den Weg hinaus zu dem Buchhändlerchen und zog seine Kreise um das kleine Haus. Jetzt wußte er auch, wer es bewohnte: ein Steuermann, der es mit seiner Frau, einer Karitänstochter, erheiratet hatte. Er erfuhr die Namen und Verhältnisse der kleinen Familie, das Alter der Kinder, von denen ihm das Mädchen, Antje, so gut gefiel, daß er ihm immer freundlich zulächelte.

Man wußte auch in dem kleinen Hause, wer er war, und einmal im Herbst, als der Wald schon kunn geirrenkelt in absterbenden Blättern stand und die See unter einer niedergehenden Sonne wie eine weite, silberne, von rötlichen Reflexen überlante Fläche lag, lud ihn der Steuermann, als Brendide nahe dem Gärtchen auf dem Deimweg begriffen war, zum Ausruhen auf die Bank ein. Diesmal war die Frau mit den Kindern fort und die Männer saßen allein. Der Steuermann erzählte von seiner letzten Fahrt nach Baravia und Brendide hörte interessiert zu. Ehe er ganz zeigte ihm der Steuermann mit freudigem Stolz sein kleines Verityum und mit einem eigentümlichen Gefühl ging Brendide durch die niedrigen, engen Zimmer, die durch ihre altmodischen Möbel noch traulicher wirkten, durch den sauber gehaltenen Garten auf der Rückseite, wo in fest abgegrenzten Beeten und Rabatten an Gemüsen wuchs, was die Familie brauchte, selbst in den kleinen Stall, wo eine schwarzweiße Ziege stand, die ihn mit ihrem lebhaftem, glänzend warmen Augen neugierig ansah.

Er kam sich bedrückt wie ein Eindringling vor, der unlaute Mächten gegen fremden Besitz bezog, und wiederum überkam ein frohes Gefühl, daß er einmal hier selbst wohnen und den Frieden genießen konnte, den hier alles atmete.

Bei späteren Besuchen, die in weichen Zwischenträumen erfolgten, konnte er durch vorsichtig tauschende Fragen feststellen, daß der Steuermann wohl das Haus hängen würde, wenn es ihm gut bezahlt würde.

So nahm mit den Jahren, während sich seine Ersparnisse häuften, Brendide von dem Häuschen immer mehr geistigen Besitz. Abends machte er sich einen genauen Plan von Haus und Garten, teilte die Zimmer ein, notierte, was in den Beeten wachsen sollte. Eine Biene wollte er sich auch halten. Dieser Plan erfuh er im Laufe der Jahre, die unter täglicher, anstrengender Arbeit vergingen, viele Veränderungen und Verbesserungen. Das Haus wurde um- und ausgebaut, der Garten vergrößert, der Stall erweitert. Es war ein wunderbares Phantasienspiel, was Brendides Muße zum größten Teil ausfüllte. Er konnte nun die Monate zählen, die ihn von der Verwirklichung seines Traumes trennten. Aber je schneller diese Zeit verging, desto mehr ward er von dem Gedanken bedrückt: Was dann, wenn du oben in dem Häuschen sitzt? Was fällt dir die Tage? Was hast du dann für ein Ziel? Und die Unruhe stieg und erfüllte ihn immer mehr.

Ja, nun konnte er das Häuschen kaufen, nun brauchte er nicht mehr in Aderströms Kontor die Tage über den Geschäftsbüchern zu versitzen — aber die Wunschträchtigkeit verblödete, mit jedem Monate mehr. Er hatte ja dann kein Ziel mehr und er konnte sich doch nicht mit seinem fünfundsiebzig Jahren zur Ruhe setzen. Und die Erregung, die ihn rastlos untrief, wich erst nach dem Beisich seines Bruders, der zu ihm gekommen war, um seine werltätige Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dem Bruder bot sich jetzt eine Gelegenheit, sich in bequemen Grenzen selbständig zu machen. Und Brendide gab ohne Besinnen hin, was er durch Fleiß und Sparsamkeit gesammelt, und armete befreit auf. Jetzt mußte er und wollte er von neuem beginnen. Das Ziel war fern wie einst, aber er sah es doch wieder.

Kaufmann Aderström, dem die sonst seinem Buchhalter fremde Erregung, die nicht immer ganz unterdrückt werden konnte, nicht entgangen war, fand nun wieder Brendide in vollem Gleichgewicht. Ja, er meinte sogar, sein Buchhalter zeige sich nun elastischer, beweglicher, jünger. Und Brendide selbst verspürte eine Erneuerung seiner Kraft, die in der Wunschlosigkeit zu versiegen gedroht hatte. Es kam etwas wie eine neue Jugend über ihn, der zuletzt wie von einer schmerzlichen Krankheit ergriffen schien, und Aderström nicht wohlgefallig, wenn er, der doch nur fünf Jahre älter war, von der Sistas anmalt und an den Stuhl gedankt. Brendide rett und behend bald bei den Lagerweichern, bald im Kontor sah.

Das kleine Haus veränderte sich kaum merklich. Als Regen und Wetter an seinem Mauerwerk geirrt und den weissen Putz abgedröckelt hatten, bekam es ein frisches Kleid, und leuchtete nun von der Höhe weithin zur Stadt hinab, in die sich ein höfliches, freundliches Grau, unmerklich selbst bei lichtechem Sonnenschein, eingestreut zu haben schien. Der Garten aber blieb derselbe, mit seinen sorten Farben und Frühlings und seinen kräftig lodernben und Herbst. Neben der alten Biene stand ein junges Bäcklein, das sich in dem Wäldchen in possierlichen Sprüngen versuchte. Die Kinder wuchsen heran, wurden in St. Maria konfirmiert, der Junge kam auf eine Bar, aber Antje blieb dabeim und wurde mit jedem Jahre mehr der Mutter ähnlich. Es schien, als ginge alle Kraft von dieser zu ihr über. Je mehr sie sich entfaltete und in Saft ging, desto mehr schwand die Mutter dahin, wie aufgesetzt vom Leben. Und einst, als Brendide an einem niedergehenden Oktobertag nach der Höhe kam, fand er das Haus verschlossen: Der Vater mit seinen Kindern brachte die Frau, die gestorben war, zur letzten Ruhe.

Indes dort oben sich die Geschichte entwickelte und löste, der Steuermann in einem Stratum fern an der spanischen Küste ums Leben kam, der Sohn seine großen Ueberseefahrten machte, Antje heiratete und mit Mann und Kindern im Haus blieb, gingen für Brendide die Jahre fast weislos dahin. Er schritt nur nicht mehr so fest und sicher wie einst, seine Schultern neigten sich vornüber und die Furchen auf der Stirn und um Mund und Augen gruben sich tiefer durch die welke Haut, und sein Haar wurde allmählich weiß wie das Kaufmann Aderströms, der auch immer noch auf seinem Posten ausharrte.

Diesmal, und das erschien Brendide so merkwürdig, rückte er dem Ziel viel rascher näher als vordem. Wohl gingen fünfzehn Jahre dahin, aber sie dünkten ihm schnell verfliegen. Und wieder wie damals wuchs seine Spannung und Erregung, je näher der Tag kam, an dem er nun seinen Traum erfüllen konnte. Es trat sich diesmal alles gut. Antje, die einen Beamten geheiratet hatte, der in eine andere Stadt versetzt worden war, bot das Haus zum Verkauf an und schloß mit Brendide rasch ab. Kaufmann Aderström, der nun endlich von seines Buchhalters Traum erfuh, nicht befriedigt: „Ein Ziel hat ja jeder“ und wünschte Brendide alles Glück zu seinem Besitz.

An dem Tage, an dem Brendide zur Höhe stieg, um von dem Häuschen Besitz zu nehmen, spürte er eine merkwürdige Ruhe und süße Müdigkeit in den Knieen. Es schien ihm, daß sie ihn nur lässig und schmerzlos trugen. Oben im Garten fand er Antjes kleines Häuschen, das ihm zuräulich entgegenkam und erzählte, die Mutter räume noch im Haus. Er setzte sich auf die Bank neben der Tür und schaute, tief atmend, auf die See, deren Ufer in der Dämmerung langsam erblühte. Ein Gefühl, wie er es nie empfunden, durch-

drang ihn. Ein Wind kam leise heran und hob leicht sein Haar, umschlechte ihn mit sanften Schwingen. Das Kind spielte unweil von ihm und rief zu ihm hin und er antwortete lächelnd. Blöcklich aber hob er sich mit einer halben Bewegung von der Bank, es war, als ströme alles Blut ihm mit einem harten Druck zum Herzen und flute im nächsten Augenblick plötzlich fort, er öffnete die Lippen zu einem Hückerus, aber es kam kein Laut über sie. Das Kind rief ihm und kam, als er schweig, zu ihm. „Warum sagst du nichts?“ fragt es aber er antwortete nicht mehr. Er hatte nur ein stilles, jenes lächeln um den verschlossenen Mund.

Cornelius und Goethe.

Eine Erinnerung zum 50. Todestage von Peter v. Cornelius.

Als im ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sich in der deutschen Kunst jene mächtige romantische Bewegung entwickelte, die einst Jahrzehnte lang als die glänzende Erneuerung der deutschen Kunst verherrlicht worden ist, um von der modernen Kunstgeschichte in ihrem künstlerischen Werte und ihrer geschichtlichen Bedeutung um so mehr unterschätzt zu werden: da war es neben Friedrich Overbeck der junge Rheinländer Peter Cornelius, der alsbald an die Spitze der Bewegung trat. Jedoch ging Cornelius von wesentlichen anderen Voraussetzungen aus, als Overbeck, da er von der Kunst des Mittelalters erfahren hat und in der Dichtungs- und Gedankenwelt Goethes lebte. Ja, er konnte in Goethe den künftigen Schutzherrn dieser neuen deutschen Kunst erblicken — er dachte dabei an jenen Goethe, der das Strahlburger Münster bewunderte, gegen die welche Nachahmung geistert, der Namen und Begriff des Gotischen von jahrhundertlangem Mangel gereinigt hatte. Freilich erfuh Cornelius eine erste Enttäuschung, als er sich in den Jahren 1804 und 1805 an den Weimarschen Kunstausschuss beteiligte und dabei leer ausging; dennoch war er sich mit voller Begeisterung auf die Aufgabe der Illustrationen zum Faust, und er hatte das Glück, einen ausgezeichneten Vermittler zu finden, der sich für diese seine Arbeit bei dem Dichter bemühte. Das war Salvis Boisserée, der treffliche rheinische Kunstfreund und Sammler, der als unermüdblicher Förderer der romantischen Kunst wirkte. Bei seinem Antrittsbesuche in Weimar im Frühjahr 1811 legte er Goethe und seinem Kunst-Abtats Meier des Cornelius Familienbilder vor, und er vermochte die beiden so weit für die Blätter zu interessieren, daß Goethe dem jungen Künstler einen anerkennenden und ermunternden Brief schrieb, in dem er ihn freilich zugleich warnte, die deutsche Kunst des 16. Jahrhunderts als ein vollkommenes Muße zu betrachten. Cornelius war beglückt und antwortete mit einem begeisterten Dankbrief; allein wenn Boisserée von Goethe noch mehr erhofft und insbesondere gewünscht hatte, daß er die Familienbilder durch ein paar eigene Worte bei der Öffentlichkeit einführe, so sah er sich enttäuscht, da Goethe auswich, hinzog und sich schließlich diesem Wunsch verweigerte. Einige Jahre später drängte sich ihm jedoch die inzwischen weiter entwickelte künstlerische Erbschaft des Cornelius von neuem auf. Das war im Jahre 1813; Christian Schloffer hatte ihm aus Frankreich fünf Zeichnungen von Cornelius und von Overbeck zugeandt, und diese machten auf Goethe doch einen so bedeutenden Eindruck, daß er sich Boisserée gegenüber mit erhaunter Bewunderung über diese „stupenden Dinge“ äußerte. Dabei sprach er die bekannt gewordenen Worte aus, daß zum ersten Male in der Kunstgeschichte bedeutende Talente Luft hätten, sich rühmlich zu bilden, in den Schoß der Mutter zurückzufahren und so eine Kunst zu gründen. Boisserée war froh, das Interesse Goethes für seinen Schilling wieder wach zu sehen, und er hoffte bei dem Besuche des Dichters in Heidelberg, dem er für den Sommer 1815 entgegenah, ihn ganz zu gewinnen. Allein diese Hoffnung schlug fehl. So gut gekannt Goethe in jenen herrlichen Sommer u. Herbstagen am Rhein auch war, den Werken des Cornelius und seiner Freunde gegenüber zeigte er ein gewisses Unbehagen, und auch sonst fehlte es nicht an Zeichen, daß in seinem Stimmung sich eine entscheidende Wendung vorbereite. In der Tat hatte er mit seinem getrennt Meier in aller Stille schon sich über eine öffentliche Aussprache verhandelt; und während Boisserée noch der Hoffnung lebte, daß diese Aussprache anerkennend und verständlicher Art sein würde, erfolgte im Frühling 1817 in „Kunst und Altertum“ die Veröffentlichung der bekannten Schrift „Neu-deutsch-religiös-patriotische Kunst“. Der Verfasser der Schrift war allerdings Meier, aber Goethe erklärte sich mit ihrem Inhalte durchaus einverstanden, und dieser Inhalt bildete eine scharfe Abjuge an die Romantiker.

Die Schrift schlug wie ein Blitz ein. Die jungen Künstler, ihre Freunde und Gönner, sowie alle Vertreter und Förderer der romantischen Gedanken waren außer sich. Gegenüberstehen erschienen. Boisserée war verstimmt, Cornelius betroffen. Der Dual zwischen ihm und Weimar war fürs erste abgeklüftet; und als acht Jahre später sein Schüler Förster bei Goethe zu Gast war, da war es für diesen etwas ganz Neues, zu hören, daß Cornelius auf das Studium Raffaels hohen Wert legt, obgleich der Künstler sich ja inzwischen tief in die antike Götter- und Mythologie verankert hatte. Da sagte Goethe doch für den Künstler wieder Interesse an und richtete an ihn einen Brief voll würdiger Anerkennung, in dem er ihn auch um einen Abdruck seiner „Altertum“ bat. Den erhielt er auch, aber er hat nicht einmal mit einem Danke darauf gantz-

wortet, und der unermüdlige Boisserée hatte nicht unrecht, wenn er Goethe dies vorhielt. Da kam der Unmut des Alten aber erst recht zum Ausbruch. Er bekannte, daß ihm das Wesen und Treiben der Münchener Schule, die sich freilich in ihren Zeitschriften über die Alte-Herrn-Kunst in Weimar zuweilen respektlos äußerte, recht verdrieße. Ueberhaupt hat sich seine Verstimmung gegen die Nazarenen, wie es scheint, in seinen letzten Lebensjahren nur noch gesteigert; hat er doch damals triumphierend ausgeufen: „Sie sehen endlich doch ihre Lehre begraben.“

Im ganzen ist also das Verhältnis Goethes zu Cornelius als das einer nur durch einzelne Anläufe unterbrochenen Ablehnung zu bezeichnen. Goethe war eben nicht mehr der Straßburger Jüngling, sondern er war der Mann, der sich in Italien endgültig zum Klassizismus bekehrt hatte, der in Winkelmann und der Antike den alleinseligmachenden Weg der Kunst sah, und der überdies von Meyer in seiner Abneigung gegen alles, was in der Kunst nicht ganz redigabel war, stets warm erhalten wurde. Cornelius seinerseits hat sich trotz aller Enttäuschungen in seiner Verehrung für Goethe nie erschüttern lassen. Er hat einmal gesagt: „Es geht Goethe mit uns, wie der Henne, welche Guten ausbrütet. Nur, wenn wir ihm auch auf dem ihm fremden Elemente davonkommen, so werden wir doch nie vergessen, daß er uns ins Leben gerufen hat.“ Das eben war es, was Goethe nicht verstand, daß der Geist, in dem Cornelius schuf und wirkte, daß die Abkehr von dem akademischen Schematismus, und von der Nachahmung der Franzosen, daß die Begründung des Kunstwerks auf das innere Erlebnis auf seine eigenen mächtigen Anregungen zurückging. Was er in der Dichtung verwirklicht hatte, das suchte Cornelius in der bildenden Kunst zu verwirklichen, ob mit den rechten Mitteln, bleibt eine Frage für sich. Aber gewiß ist, daß er ein gutes Recht hatte, seine Kunst auf Goethes Anregung zurückzuführen; und ebenso gewiß, daß Goethe hierfür den Blick nicht hatte. So ging er an diesen mächtigen Talente, das in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die ganze deutsche Kunstwelt in Bewegung versetzte, ohne nähere Berührung vorüber.

Büchertisch.

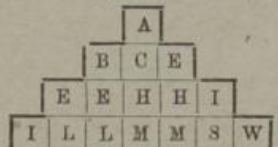
— Beiträge zur Rheinbessischen Geschichte von Heinrich Wehtsolsheimer, Dr. Julius Reinhard Dieterich und Kurt Strecker. Festschrift der Provinz Rheinbessen zur Hundertjahrfeier 1816—1916. Verlag J. Diemer, Mainz. — Vor einigen Wochen, als der Tag der Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit der Provinz Rheinbessen zum Großherzogtum Hessen herannahte, erschien dieses vortreffliche Werk, das wir der Arbeit, den Forschungen dreier Männer zu verdanken haben, die mit Liebe und Begeisterung für dieses interessante Kapitel unserer Heimatgeschichte die Mühen nicht scheuten, um das verworrene und umfangreiche Material sichtlich und verwertbar zu machen. „Historische Festschriften“ in großer Auflage der Öffentlichkeit zu übergeben, bildet fast immer ein Wagnis für den Verlag, der, wie oft leider, den größten Prozentsatz des Wertes nicht umlegen kann, weil die harte, stereotype, strengwissenschaftliche Form das Buch in den Händen eines Gelehrten, eines Wissenschaftlers oder auf einer Universitätsbibliothek, in einem historischen Seminar usw., wohl zur Geltung kommen läßt, dem Mann des Volkes, oder sagen wir dem Bürger, der Interesse für die Geschichte seiner Heimat hat, aber zu hoch gegriffen ist und nichts bietet. Dies kommt bei vorliegender „Festschrift“ gänzlich in Wegfall. Hier ist die streng wissenschaftliche Form in eine selten so glückliche, erzählende Fassung gebracht, und ein jeder, der mit Interesse und Verständnis für die Entwicklung der Geschichte an dieses Werk herantritt, wird seine helle Freude daran haben. — Der Geschichtsforscher und Gelehrte, der ein historisches Ereignis unter die Lupe der unparteiischen Kritik nimmt und es mit all seinen vorausgehenden Ursachen und nachfolgenden Folgerungen der Mit- und Nachwelt festlegt, hat sich bei der Bearbeitung des Stoffes selbst nur an die vorhandenen Tatsachen zu halten. Für ihn darf weder Sympathie oder Antipathie noch der politische Zeithimmel, unter dessen Beleuchtung das Werk der Öffentlichkeit übergeben wird, maßgebend sein. Auch das ist ein hervorragender Zug dieser „Jahrhundertsschrift“, und wenn dem einen Mitarbeiter z. B. von ein oder der anderen fanatischen Seite der leise Vorwurf gemacht wird, er habe bei der Beurteilung der Rheinbessen, für die heutige Zeit etwas mehr wie notwendig das ehemalige „Französeln“ betont, so ist auf diesen „Konvens“ nur mit dem Spiegelbild der heutigen Zeit zu antworten. Der Rheinbesse war und ist lehrreich, und wenn in einer heute weit zurückliegenden Zeit, wo die Verflüchtigung und Parteilichkeit dem Deutschen Reiche schwer zu schaffen machten, ein Staatengebilde an den neuen praktischen napoleonischen Gelehen und Einrichtungen Gefallen fand, so ist das nur zu begreiflich, wenn man einen Blick in das Chaos der Zeit um 1787 wirft. Man sehe sich nur die — übrigens ganz vortreffliche beigelegte Karte an, die in ihrer Punktdeckigkeit der Palette eines Malers ähnelt, und man wird erkennen, daß in einer Zeitperiode, wo die Kleinhafterei, das Frohn- und Behwefen nach schwer auf jedem einzelnen lasteten, eine Regierungsform mit vielen befreienden Neuerungen und Erlösungen, wie die damals von Frankreich kommende,

mit Freuden begrüßt wurde. — Machen wir einmal einen kleinen Gang durch das vorliegende Werk. Es wird sich lohnen und manche Anregung geben. Der von H. Wehtsolsheimer verfaßte Teil behandelt die „Provinz Rheinbessen in den beiden ersten Jahrzehnten ihres Bestehens“. In anschaulicher Form, klar und sichtlich, ohne zu ermüden und ins rein Altenmäßige zu verfallen, erzählt der Verfasser zunächst von der Zeit der Franzosenherrschaft, die mit dem Frieden von Campo Formio im Jahre 1797 einsetzte. Ueber die Zeit der Zwischenregierung von 1814—16 und die Besitzergreifung durch das Großherzogtum Hessen hinweg wendet er sich der Gegenüberstellung von Alt- und Neubessen (Rheinbessen) zu und gibt dann äußerst wertvolle und interessante Belege und Beispiele für die ganze staatliche und wirtschaftliche Entwicklung von jener Zeit an bis zur Gegenwart. — Der von Dr. Jul. Reinhard Dieterich bearbeitete Teil „Hessen-Darmstadt auf dem Wiener Kongress und die Erwerbung Rheinbessens“ gibt in ausführlicher wissenschaftlicher Durcharbeitung einen interessanten Ueberblick über die diplomatischen Verhandlungen unter Ludwig I. und seinem Gesandten Johann von Lützheim, dem Kampf um Rang und Geltung und schließlich den Wiener Vertrag vom 10. Juni 1815 und die späteren Schlussverhandlungen zu Paris und Frankfurt a. M. Im letzten Teil „Die Gegend zwischen Rhein, Nahe und Donnersberg im Jahre 1787“ gibt Kurt Strecker an Hand einer von ihm entworfenen und bis ins genaueste durchgeführten Karte eine territoriale Ueberblick über das Gebiet des heutigen Rheinbessens, wie es im Jahre 1787 ausah.

Wir können dem Werke nur weiteste Verbreitung wünschen. — Den „Krieg gegen England“, den U-Bootkrieg zu verfolgen, von dem wir alle wohl die Entscheidung in den Weltkriegen mit Jätersicht erwarten, eignet sich in hervorragendem Maße die im Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienene, unter dem obengenannten Titel zusammengefaßte Kartenammlung. Zu dem billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pfennigen enthält sie zunächst eine Ueberblickskarte, die ganz Großbritannien und die Nordsee, die westliche Ostsee, den Kanal und die französischen Gewässer bis Bordeaux hinunter darstellt. Meeresstiefen, Bänke und Eintragung der bisher vorgefallenen Seeschlachten beleben das Bild. Unter anderem finden wir hier zum ersten Male den in letzter Zeit so viel genannten Namen „Hooker“ auf einer derartigen Karte verzeichnet. Daran schließen sich zwei Spezialkarten, der Umgebung der Straße von Calais, Themse, Rhein- und Seinemündung umfassend, und der Deutschen Nordseeküste, im Osten über Lübeck hinaus reichend. — Die wichtigste Neuerung dieser Karte aber ist eine große Ueberzicht von Europa und der umgebenden Meere, in welcher genau nach dem Wortlaut der diplomatischen Note das Seegebiet seit dem 1. Februar eingetragen ist und die durch entsprechende Färbung der Machtbereiche beider Staatengruppen am 1. Februar, zu Beginn des Entscheidungskampfes, sehen läßt.

— Der Völkerrkrieg Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 113 des „Völkerrkrieg“ behandelt das Börse- und Bankwesen, Industrie, Handel und Handwerk, Arbeitsmarkt und Kriegswirtschaft. — Im Heft 114 beginnt die Darstellung der Ereignisse an der Ostfront von Anfang August 1915 bis Februar 1916. — Adolf Damaskle: „Friedrich List“, ein Märtyrer und Prophet der deutschen Weltwirtschaft“. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1917. Preis 60 Pfg. — Die Stoffwechselkrankheiten, Zuckerkrankheit, Gicht, Fettucht und ihre Verhütung. Von Prof. Dr. Strauß, Berlin. 8. Mag. Hesse's Berlin W. 15. Preis vornehm gebunden 1,50 M. — J. J. David: Die Panna. Nr. 10 der „Weltliteratur“. Preis 10 Pfennig. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färberaraben 24. In allen Buchhandlungen erhältlich; als Feldpostsendung besonders geeignet.

Pyramide.



Die Buchstaben sind in der Pyramide so zu ordnen, daß die mittlere senkrechte Reihe einen berühmten Musiker bezeichnen, während die drei wagerechten Reihen ergeben: 1. Zeitabschnitt, 2. Baum, 3. männlichen Vornamen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungstäfels in voriger Nummer:
Winger, Stern, Qualle, Partie, Beere.
Winterquartiere.